



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düsel, Friedrich: Jägerlatein

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nischen Barockkünstler. Er hat sich so gründlich mit ihnen beschäftigt, daß er nicht die Mühe gescheut hat, die Lehrbücher des Palladio und des jüngern Scamozzi aus dem Italienischen zu übersetzen, ja auf ihren antiken Gewährsmann, den alten Vitruv zurückzugehen. Diese theoretischen Studien wurden durch praktische ergänzt; mehreremale noch während der Bauausführung wurden die herrlichen Beispiele jener schöpferischen Zeit in Rom, Vicenza und Verona auf ihre Wirkungen hin studirt und genau nachgemessen. Später dehnten sich diese Studien aus auf die Barockbauten Fischers von Erlach und Brandauers in und um Wien, sie wurden fortgesetzt auf Streifzügen an der Donau und auf ausdehnten Studienreisen in Frankreich, Belgien, Holland, England, Osterreich und Deutschland. Wer Gelegenheit gehabt hat, das reichhaltige, wohlgeordnete Studienmaterial Hoffmanns durchzusehen, wird den lebhaften Wunsch haben, es weitem Fachkreise nutzbar gemacht zu sehen.

Unser Aufsatz ist durch die Anregung entstanden, die Hoffmann vor kurzem einem Kreise von Professoren und Studenten der Leipziger Universität gegeben hat. In einem Vortrage erläuterte er an Plänen und Skizzen die Geschichte seines Baues und zeigte darauf bei einer genauen Besichtigung des zum Teil noch nicht abgerüsteten Gebäudes den augenblicklichen Zustand und das erstrebte Ziel.

Bis jetzt ist der Bau nur in den Höfen vollständig fertig. Jedes bildnerischen Schmuckes bar, geben sie völlig den Zauber römischer Höfe wieder. Wer Italien nicht gesehen hat, kann hier den Reiz einer großartigen Binnenarchitektur bewundern. Kaum irgendwo in einem modernen Bauwerk wird man von einem so gewaltigen Eindruck überrascht werden wie hier: unmittelbar aus den Höfen entwickelt sich der ganze bis zu 67 Meter Höhe aufstrebende Kuppelbau in seiner überwältigenden Größe und Schönheit — ein Architektur- bild ohne gleichen.

Mögen Zeit und Verhältnisse dem Künstler vergönnen, nun, da sich seine Schöpfung im Außern stolz vor den Augen der Welt erhebt, auch im Innern bis ins Kleinste die Vollendung zu erreichen!



Jägerlatein

Von Friedrich Düsel



Als dem biedern Romeias, dem Turmwächter bei den Mönchen von St. Gallen, der Auftrag ward, das weibliche Gefolge der Herzogin Hadwig fein artig das Schwarzathal hinauf zur frommen Wiborad zu geleiten, da stieß er den Jagdspieß — denn er war dem Weidwerk holder als den Frauenzimmern — auf den Boden, daß es klirrte. „Weibervölker begleiten? rief er, dazu ist der Wächter am

Thor des heiligen Gallus nicht nutz!" Aber ein Steinkrug Klosterwein, den Gerold, der geschmeidige Schaffner, verhiß, machte ihn gefügig. Und er ging hinab in den Hof und löste die Hunde; von seinen Rüden umbellt, schritt er vors Thor. „Vorwärts!" herrschte er die wartenden Frauen an, und als ihn Pragedis, die oberste und schönste unter ihnen, ob seiner wortkargen, härbeißigen Manier schnippisch zum besten hielt, da antwortete er gar mit einem derben Fluch: „Möcht' euch doch allzusamt ein Donnerwetter sieben Klaster tief in Erdboden hinein verschlagen!" Doch auf die Dauer hält auch ein deutscher Jägermann, und wäre sein Herz auch noch so hart, den feurigen Blicken und der Schalkhaftigkeit einer schönen Griechin nicht Stand: wie Pragedis ihren Geleiter des nähern über Wächtereie und Jagdhantirung befragte, war seine Zunge gelöst, und er erzählte von Bären und Wildschweinen, daß es eine Freude war, und er erzählte sogar sein großes Jagdstück von dem furchtbaren Eber, dem er einst den Speer in die Seite geworfen, und den er doch nicht hatte erlegen können, denn er hatte Füße einer Wagenlast an Maß gleich, und Borsten so hoch wie die Tannen des Forstes, und Zähne zwölf Ellen lang.

Hatte Romeias etwa die Überzeugung gewonnen, daß sich mit der gebildeten Byzantinerin in der Gelehrtensprache besser schwagen lasse als in seinem derben Alemannisch? Denn was er da zuletzt erzählte, war Latein, echtes, rechtes Jägerlatein, und noch dazu das älteste Stücklein, das aus unsrer jagd-lustigen Vorzeit von dieser eigentümlichen gutmütig renommitischen Lügenweise auf uns gekommen ist. Meister Scheffel fand es in der St. Galler Rhetorik Notkers des Deutschen (952 bis 1022), wo es als Beispiel hyperbolischer Redeweise angeführt wird. Nam plus dicitur et minus intellegitur: man nimmt den Mund voller, als es der Sinn verlangt, heißt es dort bezeichnend, und dann folgen die althochdeutschen Verse:

Der heber gät in litun tregit sper in situn
 sin bald ellin ne lāzet in vellin.
 Imo sint fuoze fuodermāze,
 imo sint burste ebenhō forste
 unde zene sine zuelifelnige.

Auf der Bergleite geht der Eber, trägt den Speer in der Seite. Seine kühne Kraft läßt ihn nicht fallen. Ihm sind Füße wie ein Fuder schwer, ihm sind Borsten ebenso hoch wie der Forst, und seine Zähne sind zwölf Ellen lang.

Offenbar wird uns hier ein scherzhaftes Reimsprüchlein überliefert, wie es vor 900 Jahren im Volke umlief, ähnlich den Rätseln und Schnaderhüpfeln, womit sich noch heute unsre Bauern und Dorfburschen schrauben.

In einer Anmerkung seines Ekkehard hat Scheffel neben Notker dem Deutschen auch den sogenannten Mönch von St. Gallen, unter dem man jetzt allgemein Notker den Stammler vermutet, als einen Mitbegründer des Jägerlateins gefeiert. Dieser zeichnete in den Jahren 884 bis 887 mündlich er-

haltene Züge aus den Tagen Karls des Großen auf (*Gesta Caroli Magni. Monum. Germ. Bd. II*), und wenn man will, könnte man auch folgende Anekdote, die er zum besten giebt, wohl als Jägerlatein ansprechen und dann zeitlich noch vor das Jagdstück des Romeias setzen. Ein hochmütiger Abt — so erzählt der Mönch —, den nach der Glorie der Heiligkeit gelüftete, hatte unter seinen Dienstleuten einen durchtriebnen Gesellen, der jene Schwäche kannte und sie benutzte, um sich in des Herrn Gunst zu stehlen. Mit zwei Wachtelhündchen begab er sich hinaus aufs Feld, hegte sie auf einen jungen Fuchs, der harmlos dem Mäusefang nachging, und brachte, dank den sanften Hunden, das Tier lebend und unverfehrt zu seinem Abt. Der wundert sich, wie er das Füchselein so heil habe fassen können. „Sa, Herr, antwortet der schlaue Burfche, wie ich so über das Feld trabe, sehe ichs plötzlich ganz nahe vor mir; ich mit verhängtem Zügel ihm nach. Aber das Tier war ja so schnell, daß es mir bald ganz aus dem Gesicht gekommen wäre. Da streckte ich meine Hand aus und beschwor es: *In nomine domini Reehonis, sta, et non movearis ultra!* Das hättest du sehen müssen: auf der Stelle stand es wie festgewurzelt still und ließ sich aufheben wie ein verlornes Ei.“ Da blähte sich der Abt auf und prahlte laut: „Nun ist doch meine Heiligkeit erwiesen; nun weiß ich, was ich bin, und was ich einst sein werde.“ Der kluge Jägerlateiner aber hatte seinen Zweck erreicht und war bald der erste und oberste unter den Anechten.

Daß schon zu den Zeiten der Karolinger und der Ottonen renommiistische Übertreibungen und Aufschneidereien als dem löblichen Jägerstande besonders eigentümlich galten, dafür haben wir freilich kein eigentliches Zeugnis; eher möchte man annehmen, daß zu jenen Zeiten der ganze Stamm der Schwaben die Münchhausenrolle spielte und Vertreter des „Jägerlateins“ war. Wenigstens tragen in mehreren offenbaren Lügenmärchen, die um die Wende des ersten Jahrtausends entstanden sind, im Wettkampf kühner Lügenerfindung Schwaben den Sieg davon, und nach ihnen scheint man schon damals solche verwegne Fabeleien geradezu Schwabentreiche genannt zu haben. Wie in dem weitverbreiteten Märchen von dem Schneekinde, so ist es auch in der lateinisch abgefaßten „Blumenweise“, dem sogenannten *Modus florum*, einem offenbaren Klosterprodukt aus dem Anfang des elften Jahrhunderts, das sich selbst als eine *mendosa cantilena*, als einen „Lügenfang“ bezeichnet und an lustigen Schulfesten wahrscheinlich mehr als einmal zur Erheiterung der kleinen Lateiner vorgetragen wurde, ein Schwabe, der alle seine lügnerischen Mitbewerber durch seine hagebüchnes, aber in trefflicher Menschenkenntnis wohlberechnetes Jägerlatein aus dem Felde schlägt. Es war einmal ein König, erzählt der Schwank, der versprach die Hand seiner Tochter dem, der die größte Lüge vorzubringen und ihm selbst das Geständnis, daß es eine sei, abzuzwingen wüßte.

Das hört ein Schwab, und alsobald er sagt:
 Als einst im Waldrevier ich auf der Jagd,
 Treff ich ein Häslein mit dem Pfeile;
 Und da den Kopf vom Rumpf ich teile
 Und seine Büffel heb empor,
 Fließt Honig aus dem linken Ohr,
 Wohl hundert Maß, und aus dem andern
 Gleichviel an Golde seh ich wandern;
 Und als ichs Tier zerlege ganz,
 Find eine Urkund ich im Schwanz:
 Du seist mein Knecht mit aller deiner Habe! —
 Das log sie, rief der König, grad wie du!
 Da war der Preis errungen, und im Nu
 Des Königs Eidam ward der listige Schwabe.*)

Solches Wettlügen mit einem für den Sieger ausgesetzten Preise erfreut sich auch sonst großer Beliebtheit und wird als bequemes Gefäß für jägerlateinische Brocken gern verwendet. So läßt in einem siebenbürgischen Märchen der Richter zwischen drei Brüdern eine Lügenwette veranstalten, weil sie alle drei zugleich auf einen Hasen Anspruch erheben. Der eine ist stockblind und will ihn zuerst erblickt, der zweite ist lendenlahm und will ihn gefangen, der dritte ist splitternackt und will ihn eingesteckt haben. Dieses frech erlogne Jagdglück der drei Krüppel muß dem Volksgeschmack der Zeit, der sich den naiven Heißhunger nach unerhörten Thaten und Begebenheiten gern mit derber, handgreiflicher Kost stillen ließ, außerordentlich gemundet haben: an allen Ecken und Enden, in Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland kehren die drei windigen Gefellen wieder, und jede neue Landschaft teilt ihnen etwas von ihrem eigentümlichen Farbentone mit. So werden in einem westfälischen Volksmärchen die drei Jäger zu Bauersöhnen aus der Gegend von Werl und Soest mit den Namen Sost, Knost und Janbeneken; ein ditmarsches Lügenlied erzählt:

It wolden dro kerls einen hasen fangen,
 se quemen up kröcken und stölten gängen:
 de ene de kond nich hören,
 de ander was blind, de drudde stum,
 de verde konde nich en voet rören.
 Nu wil ick juw singen, wo it geschach:
 de blinde allererst den hasen sach
 all aver dat velt herdraven,
 de stumme sprack den lamen to,
 de krech en bi den kragen —

und noch ein fliegendes Blatt aus dem ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts fabulirt:

*) Nach Müller = Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen. Halle, 1881.

Der blind hat ein eichhorn gesehen,
 der lam erkiefß mit sein groß zehen,
 der nacket hats in busen geschoben;
 ihr dürst darumb nicht zürnen,
 es ist wol halb erlogen,
 heia ho!

Ein neuer Typus des Jägerlateins begegnet uns in einer Pfälzer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts. Hier wird von Weigger, einem elsässischen Bauern, erzählt, wie ihm beim Weidentröpfen die Axt vom Stiele springt und ins Wasser fällt. Als er nun bald darauf mit der Angelschnur an demselben Fluß zu Weidwerk kam — denn auf die „Weide“ ging damals noch so gut wer Lachse fangen wollte wie der, der dem Elch nachspürte —, da fügte sich, daß die Schnur der Axt durch das Ohr glitt, daß ein groszer rott (Rotforelle) anbiß, und der glückliche Angler, indem er Fisch und Axt ans Land schnellte, zudem einen Hasen erschlug, der lag hinder einer studen. Und also, endet die Erzählung, syng er die axt, den rotten und den hasen. Diese zum Schluß noch besonders hervorgehobne Massenhaftigkeit der Beute auf einen und denselben Anschlag, die hier zuerst erscheint, findet alsbald eine reiche Nachfolge und wird in kurzem zu einer der wirksamsten Typen des mittelalterlichen und neuzeitlichen Jägerlateins.

Mittlerweile aber sind wir in die Zeit gekommen, wo sich die Anschauung durchsetzt, daß Ausschneidereien und kühne Erfindungen im Jägerstande mehr als in andern heimisch seien, und wo sich die Gewohnheit ankündigt, unter dem Namen „Jägerlatein“ auch renommiistische Übertreibungen zu verstehen, die mit Wald und Wild sonst nichts zu schaffen haben. Der Zeichner, ein beschaulicher, bürgerlich ehrbarer und religiös angelegter Wiener Spruchdichter aus dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts, der auch an die sozialen Erscheinungen seiner Zeit, namentlich an die üppigen Lebensgewohnheiten des Ritterstandes, den Maßstab seines sittlichen Ernstes zu legen pflegte, sagt in einem seiner Gedichte: Von Valchneren (Falknern), ausdrücklich:

Ich waen, man lieg nyndert so vil,
 sam da man sait von vederspil,
 von gojaid vnd von paiz.

Keiner spreche je davon, daß es ihm übel ergangen sei, sondern sie habent ez allez wolgetan. Jedes Beutestück wird beim Bericht eilends verdoppelt oder verdreifacht, und aus einer Wachtel wird ein ganzer Sack voll, wonach „Wachtel in den Sack!“ geradezu als scherzhafte Bezeichnung für Jägerlüge gebraucht wird. Aber selbst ein ganzer Sack voll Wachteln genügt dem Jäger-ehrgeiz nicht: es ist nur eine kümmerliche Abschlagzahlung für die unendliche Masse, die ihm sicher gewesen wäre,

wär im der tag nicht abgegangen;
 do treib in die nacht dervan.

Genug, das edle Weidwerk ist eine rechte Weide für Aufschneidereien und Fabeln aller Art:

mocht mans an ein puech pringen,
es würd ein ganzer parcifal.

In der Zimmerischen Chronik (um 1560 verfaßt) zeigt sich die Anschauung von dem besondern Aufschneiderberuf des Jägers schon so fest eingebürgert, daß „Waidsspruch“ an mehr als einer Stelle geradezu für Lüge und Prahlerei steht, auch wo an Jagd nicht im entferntesten zu denken ist, und ganz richtig versteht Jakob Grimm unter dem „großen Messer,“ das etwa seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach französischer und italienischer Sitte beim Zerteilen und Aufschneiden der Gerichte gebraucht wurde,^{*)} zunächst des Weidmanns und stellt zwischen ihm und der Redensart „mit dem großen oder langen Messer aufschneiden“ einen bezeichnenden Zusammenhang fest. Aus der Gewohnheit, das Zerlegen und Vorsetzen der Gerichte einfach (mit Weglassung des Objekts) als aufschneiden zu benennen, gewann dieser Ausdruck die Bedeutung „vorlegen, aufstischen“ überhaupt, und aus dieser erweiterten Verwendung „scheint sich die gangbare Vorstellung des Prahlens und Vorlügens, meistens doch in einem leichten, heitern Sinne, zu entfalten.“ So erklärt schon Agricola (1528) die sprichwörtliche Redensart „mit dem großen oder langen Messer aufschneiden“ als die gebräuchlichste Periphrasis und Beschneidung des harten Worts „er leugt“; ein fliegendes Blatt aus dem siebzehnten Jahrhundert berichtet, wie Luzifer einen Teufel aus der Hölle auf die Welt entsendet, ein großes Messer allda einzukaufen, damit man weidlich aufschneiden könne; Sagedorn spricht „von dem großen Messer, womit der Prahler sicht,“ und noch die Vorrede zum Münchhausen (1786) rühmt an dem Freiherrn „die Kunst zu lügen, oder höflicher gesagt, das lange Messer zu handhaben.“ Noch heute findet man hie und da über Biertischen ein großes Messer mit einer Glocke hängen, womit geläutet wird, wenn ein Jägerlateiner seinen Zuhörern an handgreiflichen Lügen gar zu viel zumutet.

Hätte eine solche Strafglocke über dem litterarischen Deutschland des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gehangen, sie wäre schwerlich jemals zum Schweigen gekommen. Denn mit der Wende des fünfzehnten Jahrhunderts war eine Zeit der Narrheit angetreten, wie sie unsre Litteratur noch nicht gesehen hatte: an derben Scherzen, toller Ausgelassenheit und phantastischer Maskerade wußte man sich kaum genug zu thun, und der Büchermarkt glich zu Zeiten einer Fastnachtsbude, in der man hunderttausend Teufel der verschiedensten Art zugleich losgelassen hatte. Natürlich immer zu Nutz und Frommen der menschlichen Moral. Da wurden alle die alten Gestalten

^{*)} „Wie denn der zeit die langen messer user Frankreich und Italia kommen, die sich auch wahrhaftigelichen mer aim Kalbssticher, denn ein dischmesser vergleichen.“ Zimmerische Chronik 4, 128.

und Situationen des Wunderbaren, Verbotnen und Unmöglichen wieder lebendig: die verkehrte Welt vollständiger Lügenmärchen stellte sich wieder auf den Kopf, Schlauraffenland und Lebermeer, Magnetberg und Tarnkappe boten sich wieder dar, allerhand Tiere machten ihre drolligen Mätzchen, Dr. Schmoßmann trieb seine gedärmverrentenden Quacksalbereien, die Dunkelmännerbriefe ließen den Hagel ihrer Zoten und Hiebe prasseln, die makaronische Poesie erklor sich das leichtfüßige, blutsaugerische Völkchen der Flöhe zu ihren Helden, Humanisten besangen das Lob der Thorheit, der Trunksucht und des Podagra, und zu oberst an Tisch und Tafel flegelte sich unflätig der gefräßige Grobianismus eines Dedekind und Scheidt. War es da ein Wunder, wenn sich neben dem dramaturgisch-reizenden miles gloriosus auch der aufschneiderische Jägerlateiner wieder breit machte, denn „fidens (leug), daß sich die Balken biegen,“ lehrten Murner und Wickram wie Kaspar Scheidt und sein Schüler Fischart. Man mußte ein Buch schreiben, wenn man jeder einzelnen dieser Geschichten nachgehen wollte. In der unererschöpflichen Historien- und Facetienlitteratur jener Zeit giebt es kaum ein Werk, worin nicht das Jägerlatein seinen eignen Fuchsbau hätte. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, eine Auslese zu treffen. Dabei wird uns aber die Bibel aller kavaliermäßigen Großsprechereien, der „Münchhausen,“ der zuverlässigste Führer sein.

Denn man wäre auf dem Holzwege, wenn man etwa glauben wollte, alle die prächtigen Geschichten, die für uns an den Namen „Münchhausen“ geknüpft sind, träten hier zum erstenmale auf. Im Gegenteil, auch sie haben ihre litterarischen Quellen, und gerade von den Jagdgeschichten erweisen sich die meisten und besten als Erbstücke vergangner Geschlechter, als eine Auswahl aus dem bunten Schatze, den unsre jägerlateinische Weisheit im Lauf der Jahrhunderte aufgespeichert hat. Und deshalb wird uns auch der „Münchhausen,“ wenn wir nur dem ersten Auftreten seiner Anekdoten nachspüren, das Jägerlatein des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ziemlich anschaulich wieder spiegeln.

Als 1786 die „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustigen Abenteuer des Freyherrn von Münchhausen“ mit dem erdichteten Verlagsort London erschienen, da hielt man unsern Gottfried August Bürger, der sich in der Vorrede als Übersetzer nannte, für den heimlichen Verfasser und Erfinder dieser Lügenmärchen und den Namen „Münchhausen“ nur für einen „Lügennamen,“ den er sich so aus der Luft gegriffen hätte. Aber einen Freyherrn von Münchhausen hat es zu Ende des vorigen Jahrhunderts wirklich gegeben, und prahlerische Jagd- und Reiseabenteuer gehen nicht ganz mit Unrecht unter seinem Namen. Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen, 1720 geboren, in jungen Jahren russischer Kavallerieoffizier in Riga und Teilnehmer an zwei türkischen Feldzügen, zog sich früh auf sein Gut Bodenwerder bei Hameln zurück und beschloß dort, seines unterhaltenden Hu-

mors und seiner kavalierrmäßigen Welt- und Menschenkenntnis wegen überall geehrt, als jovialer Lebemann seine Tage. Noch ehe er starb (1797), verbreitete sich der Ruhm seines flotten Erzählertalents weit über den Nachbarverkehr seines Gutes, und scherzhaft aufgebauscht oder fast phantastisch erfundene Kavalierebene wurden ganz allgemein auf seinen Namen getauft. Aber so wenig auch der humorvolle alte Herr sein Licht wohl unter den Scheffel zu stellen gewohnt war, die Verbreitung seiner Anekdoten in seinem hannöverschen Bekanntenkreise genügte ihm; die buchhändlerische Verwertung dieser neuen literarischen Spezies überließ er einer bürgerlichen Feder, noch dazu einer recht lockern. Ein gewisser Raspe, ein Hannoveraner von Geburt, der in Göttingen studirt hatte und in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als hauptstädtischer Beamter wohl auch mit Münchhausen häufiger in Berührung gekommen war, dann aber eines Museumsdiebstahls wegen nach England hatte flüchten müssen, verfiel in seiner Not auf den Gedanken, sich durch eine Sammlung solcher Münchhauseniaden, von deren Wirkung er in seiner Heimat gewiß oft überzeugende Proben gesehen hatte, ein Stück Brot zu verdienen. So erschien 1785 in London Baron Munchhausen's narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia. Da das Buch ohne Verfasseramen herauskam, über seine Quelle keine weitere Nachricht gab und von Bürger alsbald, gleichfalls unter einigermaßen geheimnisvollem Paß, nach Deutschland zurückgeführt wurde, so flog ihm gleich ein ganzes Entenvolk ums Haupt, von dem — um das Bild nach dem bekannten Entenabenteuer Münchhausens zu vollenden — bald Bürgers, bald Raspes, bald des Freiherrn Dichterruhm schnatternd durch die Lande getragen wurde. Erst 1849 hat Adolf Ellissen erfolgreich nachgewiesen, daß der Lügenheld Münchhausen keineswegs eine bürgerliche Erfindung war — Wilmar und Goedeke führten freilich trotzdem in ihren Werken den Irrtum weiter —, daß ein chevaleresker Großsprecher Freiherr von Münchhausen im Nassauischen wirklich gelebt, und daß zuerst Raspe, von diesem Original angeregt, Münchhausensche Geschichten in englischer Sprache herausgegeben hatte. Vor einigen Jahren zeigte dann Eduard Grisebach weiter, daß die von Raspe mitgeteilten Jagdabenteuer, die uns hier angehen, lediglich aus dem vielbändigen „Vademecum für lustige Leute“ (Berlin 1781 bis 1783) geschöpft sind, und daß Bürgers Verdienst um den deutschen Münchhausen, obgleich er zunächst nur die Rolle eines Übersetzers spielte, dem Raspes reichlich die Wage hält. Denn neben dem kernigen, volkstümlichen Ausdruck, dem schneidigen „Kurassiermeister-ton“ und der novellistischen Komposition, an der freilich auch Lichtenberg einen kleinen Anteil hat, verdankt die deutsche Ausgabe ihm, der uns das schnurrige Märchen vom „Kaiser und Abt“ so hübsch erzählt hat, auch den Zusatz einiger neuen Geschichten, fast eines Drittels vom Ganzen, aber herauszuerkennen wie ein Rudel Edewild unter einer Herde Damwild. Für jedes einzelne Abenteuer

dieser deutschen Ausgabe hat Grisebach das erste Auftreten seines Stoffes nachzuweisen versucht und uns damit, wenn auch nicht immer an die Quelle, so doch zu den belebtesten durch die Jahrhunderte gehenden Wechselln und Pässen des Jägerlateins geführt.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Kaiser an der Spitze der Opposition. Die Schlesische Zeitung hält sich einen Demosthenes, der sich einen großen Vorrat geschwollener patriotischer Phrasen gesammelt hat und sie für die Zwecke der Millionärpartei von Zeit zu Zeit losläßt; am großartigsten wird er allemal dann, wenn es gilt, das arme schwache deutsche Vaterland gegen die polnische Übermacht zu verteidigen. In dem Leitartikel vom 25. September hat er sich selbst übertroffen, und zwar gleich in der Überschrift: Der Kaiser und Fürst Bismarck an der Spitze der Opposition. Nach der heutigen Praxis unsrer Gerichte müßte diese Überschrift eigentlich als Majestätsbeleidigung behandelt werden, weil sie den Kaiser dem Gelächter preisgibt. Denn wer könnte sich dieses Bild ohne Lachen vorstellen: den Kaiser und den eisernen Kanzler, wie sie sich, ausgerüstet mit dem deutschen Kriegsheer und der deutschen Bürokratie, an der Spitze der Großgrundbesitzer und der Großindustriellen gegen den schrecklichen Caprivi erheben, der sie bisher in schmachtvoller Gefangenschaft gehalten hat! Doch den Spaß und die Schlesische Zeitung beiseite — der durch die Kaiserrede angeregte Gedanke einer Opposition mit dem Kaiser an der Spitze hat einen guten Sinn. Das Beispiel von 1812 und 1813 freilich trifft nur halb zu. Freilich arbeiteten die heimliche patriotische Verschwörung und der General York für den König; aber dieser widerstrebte aus allen Kräften; erst durch die Drohung der offenen Revolution konnte er dazu bewogen werden, sich an die Spitze der Befreiungskämpfer zu stellen, und als ihn die Opposition gewonnen hatte, da war sie keine mehr, denn im Inlande gab es dann keine Macht mehr, die der nationalen Erhebung widerstrebt hätte. Eher dürfte man an die Bauernbefreiung der Jahre 1807 bis 1810 erinnern, gegen die sich der damals herrschende Stand, der grundbesitzende Adel, anfangs wehrte, bis er die Erlaubnis zur Einziehung von Bauernland durchsetzte, wodurch das ihm aufgelegte Opfer in Gewinn umschlug.

Nicht der Adel, sondern der Bürgerstand im weitesten Umfange, d. h. die Gesamtheit der Bauern, der mittlern und kleinern Gewerbetreibenden, der mittlern und untern Beamten, ist heute zu einer Opposition berufen, die den Kaiser für sich zu gewinnen suchen muß. Diese Bevölkerungsschichten haben, soweit sie weder katholisch noch polnisch sind, ihren guten Glauben und ihren aufrichtigen Patriotismus jahrelang für die Zwecke des Großkapitals, des im Grund und Boden wie des in der Industrie angelegten, mißbrauchen lassen; durch Erregung bald des Konfessionshasses, bald des Nationalhasses, und durch die Vorspiegelung von allerlei nationalen Gefahren wurden ihre Blicke abgelenkt von dem Treiben der Großen,